

Phänomen-Verlag



Robert Bodmer

ADIEU, SCHÖNE VERGANGENHEIT

Bibliografische Information der deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

EAN: 079-13-991868-4-0

© Phänomen-Verlag

Web: [www.phaenomen-verlag.de](http://www.phaenomen-verlag.de)

E-Mail: [kontakt@phaenomen-verlag.de](mailto:kontakt@phaenomen-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und der Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen und Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Textteile,  
Satz & Gestaltung: Phänomen-Verlag, 2026

# INHALT

## **Erstes Buch**

Erster Teil .....	7
Zweiter Teil .....	109
Dritter Teil .....	195

## **Zweites Buch**

Erster Teil .....	275
Zweiter Teil .....	355
Dritter Teil .....	433

## **Drittes Buch**

Erster Teil .....	517
Nachschrift .....	612



ERSTES BUCH

# ERSTER TEIL

„Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,  
bietet sich tröstend und trauernd die Hand,  
sind durch die Nächte die Lichter gewunden,  
alles ist ewig im Innern verwandt.“

(Clemens Brentano)

# 1

Als ich das letzte Mal dachte, ich sei gestorben, überschritt ich den Gipfel einer Anhöhe, stieg sogleich ein Gefälle hinab, und vor mir erstreckte sich das Meer. Die Sonne schien grell, und unter dem strahlend blauen Himmel ruhte ein Passagierschiff auf der glitzernden Wasseroberfläche. Am sandigen Küstensaum blieb ich stehen. Nach der ersten Überraschung über meinen unverhofften Rundgang atmete ich beglückt die mediterrane Luft. Ich blickte auf die quirligen Wellen der Wassermasse und ließ mich von den Sonnenstrahlen wärmen. Ein leichter Wind wirkte besänftigend. Wegweiser, die mir anzeigen sollten, wo ich angekommen, gaben nur allgemeine Hinweise und verrieten nicht die lokalen Benennungen des mir unbekanntes Ortes. Dann erwachte ich und wusste, dass ich meinen Aufenthaltsort – im Schlafzimmer das Bett – nicht verlassen hatte und wie gewohnt in einem Karton mit viel zu hohen Umfassungen hockte. Mittels erprobter Handgriffe gelang es mir, dem Kasten zu entsteigen und Tageslicht in das Zimmer zu lassen. Mit müdem Blick aus dem Fenster versicherte ich mich meiner vertrauten Umgebung, worüber ich ebenso enttäuscht wie erleichtert war. Die Weckuhr auf dem Nebentisch vertilgte all die Zeit, die ich nicht nutzte, sondern fern eines Zwecks verstreichen ließ. Die Zeiger mühten sich humorlos, die Ordnung des Fortschreitens nicht zu zerrütten. Während der hektische Sekundenzeiger einige Umdrehungen vornahm, saß ich auf dem Bettrand, drückte endlich den Wecker, ohne dessen Weckruf ich aufschreckte, auf stumm und hielt es für Zeit, im Bad mich zu erquicken und Kaffee zu kochen. Der Grad an Munterkeit, der sich nach dem Duschen sowie nach Verzehr des Heißgetränks einstellte, schien anmaßend, aber mir war klar, dass die Erinnerung an das angenehme Bild eines Urlaubs am Meer zur Bejahung des Tages beitrug. Mein vermeintliches Ableben erschien mir dabei nebensächlich.

In der Früh, ohne dass ich es, weil ich im Tiefschlaf gelegen, bemerkte, verließ meine Comtesse, wie ich sie nenne, das Haus. Auf

dem Frühstückstisch hinterließ sie einen Brief, der durch ihre schöne Handschrift bestach und ihre Liebhaberei, die Ränder des beschriebenen Blattes mit witzigen Figürchen und Gesichtern zu verzieren. Die Comtesse schrieb, dass sie sich aufgefordert sah, sich auf den Weg zu machen; sie fühlte die Verpflichtung zu verreisen, wohin wisse ich. Sie würde sich, sofern sie Gelegenheit fände, wovon sie ausgehe, bei mir melden. So stand es auf dem Notizzettel, welchen sie hinterlegte. Am Abend noch schien sie unschlüssig, über Nacht, das stand fest, fasste sie ihren Entschluss.

Im Gegensatz zu meinem Traumbild war der Tag recht trüb. Aber die regionalen Meteorologen, so vernahm ich, Frühstück verzehrend, im Radio, zeigten sich zuversichtlich, dass mit dem Tage noch etwas anzufangen sei. Ich habe mehrere Bekannte, denen bei Tagesanbruch vor allem das Wetter wichtig ist. Beim Blick aus dem Fenster muss möglichst Postkartenwetter für Heiterkeit sorgen, bei Regen der kurze Sprint zum vor dem Haus geparkten Automobil, und das Aussteigen am Zielpunkt bei einem heftigen Guss beeinflussen den Verlauf oft entscheidend. Solcherlei Tage, wenn draußen alle Wonne ruht und die Wut des Wetters nur langsam nachlässt, führen zu der Einsicht, dass man Helligkeit versteht und achtet, wenn man zuvor Dunkelheit erfährt. Ich will damit nur andeuten, dass der schützende Mantel nicht aus synthetischem Material oder Schurwolle bestehen muss, vielmehr aus einem den Gleichmut bewahrenden geistigen Gewebe. Derweil ich letzte Vorbereitungen traf, reinlich auf die Straße zu gehen, war die Comtesse schon im Schnellzug. Der Wandspiegel gab mir mein Abbild zur Kenntnis und veranschaulichte, dass die Bekleidung die Proportionen der Gestalt, der ich Befehle gab, Bewegungen auszuführen, zur Geltung brachte und farblich in Übereinstimmung stand. Wie ein zu kurz gekommener Narziss verbrachte ich einige Zeiteinheiten vor besagtem Spiegel und wunderte mich, dass neurologische Prozesse, kognitive Leistungen, introspektive Launen und die Flut von Gedanken, Wünschen und Hirngespinnsten tatsächlich an die als Spiegelbild sichtbare Person geknüpft sind und nicht frei davon im Raum schweben. Das Licht im Badezimmer schaltete ich aus, die Fenster verschloss ich, das Licht im Badezimmer war doch ausgeschaltet, dessen vergewisserte ich mich nochmals. Mit dem üblichen Ruck knallte ich hinter mir die Wohnungstüre zu.

Eine bange halbe Sekunde, die mich bei diesem Vorgang stets befällt, befürchtete ich, ich könnte den Wohnungsschlüssel möglichenfalls nicht in meiner Jackentasche tragen. Ein Abklopfen beruhigte mich, so sich der Schlüssel – nicht auszudenken – an seinem dunklen Platz amüsierte. Rausgelassen aus dem Haus hob ich nun an, zu meinem Arbeitsplatz zu taumeln, bar der Fahrzeugtechnik, da mein Dienstwagen die Inspektion durchlief. Der bedeckte Himmel über mir schwieg, auf den Fahrwegen brummte der Verkehr. Ein neues Presseerzeugnis nebst frischem Gebäck lud ich in meine Aktentasche, die ich mir unlängst anschaffte, um seriöser und glaubwürdiger zu erscheinen. Männer in Sandalen standen an Kiosken vor ihrem Bier und resümierten mürrisch, wie schlecht es stehe. Eine ältere Frau wankte gebückt über eine Brücke, unter welcher der tägliche Autostau Konturen annahm; heute trug die Frau einen gelben Mantel und sah mich nicht an. Schülerinnen und Schüler der nahen Mittelschule trugen ihre Schultaschen auf dem Rücken, sprachen eifrig miteinander und vergaßen vorübergehend die Bürde der Belehrung. Eine Frau mittleren Alters hielt vor sich ein Heftchen, worauf groß aufgedruckt war: „Wacht auf!“ Was, Dame, denken Sie, ist mir heute Morgen widerfahren! Während Passanten an Haltestellen standen und auf den Nahverkehr warteten, legte ich Schritt für Schritt auf ausgetretenem Weg zurück und sog die Morgenluft ein mit all den Teilchen aus gestriger und heutiger Schicht.

Endlich erreichte ich meine Arbeitsstätte, in welcher ich amtliche Belange durchzuführen habe. Die Anlage gleicht von ferne eher einem Wehrbau denn einer zivilen öffentlichen Einrichtung. Zweifelsfrei handelt es sich um eine öffentliche Einrichtung mit gemeinnützigen Zielen, aber so einigen erschien ihr Nutzen fragwürdig, und die Medien trugen dazu bei, in der Öffentlichkeit ein gewisses Bild entstehen zu lassen. Die Direktion unseres Standortes hatte mittlerweile durchgesetzt, die breite Treppe, die zu dem großzügig angelegten Campus und den Gebäuden führt, bei Dunkelheit zu illuminieren. Beschäftigte und Besucher konnten seitdem gefahrloser schreiten und den außerordentlichen Effekt, den die Beleuchtung hervorruft, rühmen. Nach anfänglichen Bedenken einzelner Mitarbeiter ließ die Standortleitung dieses Merkmal bestehen und sich bewähren. Mit welcher Absicht der Architekt unserer baulichen

Anlage allerdings die Aufstellung eines mythologischen Brunnens – gebaut aus Gestein rot wie Helgoland – im Zentrum des Forums veranlasste, erschloss sich mir und von mir dazu Befragten in keiner Weise. Jedenfalls erwies sich die mit Wasser aufgefüllte, interessant dekorierte Formation als angenehm zweckdienlich, indem an heißen Tagen Angehörige der Belegschaft ihre Gliedmaßen darin baumeln lassen; gerade in den Pausen kann man das gut beobachten. Mit meiner Tasche unterm Arm flanierte ich am Brunnen vorbei und winkte einem Kollegen, welcher mit der Frühstücksdose wedelnd mir einen guten Morgen zurief. Man pflegt hier einen freundlichen Ton.

Gleich einem sechsten Finger meiner rechten Hand schloss ich mit dem Büroschlüssel mein Büro auf. Ich öffnete die Tür und betrat das Reich dahinter. Sofort stellte ich fest, dass vom Reinigungspersonal über Nacht der Abfalleimer geleert sowie mein Schreibtisch gesäubert wurde und ich eine Erleichterung darüber empfand. Die Aktentasche schleuderte ich auf den Arbeitstisch und riss, da Luft reinmusste, ein Fenster auf. Augenblicklich fiel mir ein, die eingepackten Gebäckstücke aus der Tasche zu nehmen, um sie vor dem Zerquetschen zu retten. Ich zwang mich in meinen Stuhl, verschob Papiere auf der Arbeitsfläche und sah die Post durch, in jeglicher Form. Sollte jemand so früh meine Amtsstube aufsuchen, täuschte ich wenigstens Geschäftigkeit vor; hatte das Dienstzimmer doch den Vorzug, dass es Schutz bot vor jedem Sturm draußen. Es klopfte an meiner nur halb angelehnten Bürotür. Ich schreckte hoch, schob den Kaffeepott von mir. So früh schon Besuch?

„Herein!“, rief ich der Tür entgegen und kaute den letzten Bissen.

Herr Ginader, der Sektionschef Herr Adrian Ginader, streckte lustig seinen Kopf an der halbgeöffneten Tür vorbei, sah mich an und wünschte mir einen „Guten Morgen, Herr Kollege!“

„Guten Morgen, Herr Ginader!“, echote ich fast. „Was führt Sie in meine bescheidene Hütte?“, war ich bemüht witzig und bereute blitzschnell diese unnütze Redewendung.

„Fürwahr“, witzelte Ginader, „ein Tempel ist es bei Ihnen nicht.“

Das hätte ich, bei Lichte betrachtet, überhaupt nicht vermutet. Jener Mitarbeiter in leitender Funktion trat, und das ist inzwischen

wieder einige Jahre her, nur wenige Monate vor mir seinen Dienst in unserer Anstalt an, wobei die Beweggründe, die zu seiner Versetzung hierhin führten, für den Hauptteil der Beschäftigten nicht nachvollziehbar waren. Sein Vorgänger im Amt, der diese Last mehr als zwei Jahrzehnte auf sich nahm, schied schließlich erschöpft aus. Zuletzt verfiel dieser zunehmend in eine Hast, und alle in der Institution gelangten zu dem Eindruck, dass er den nötigen Entwicklungen, anstatt sie zu formen, bis zur Entkräftung hinterherrannte, dabei im Spiegel seine Rückenansicht gewährte und alle Tätigkeit endlich einstellte. Als sein Nachfolger wurde seinerzeit Ginader empfohlen, wogegen, obgleich besagter Funktionsträger nicht mehr in der Blüte seiner Jahre war, die Leitung unserer Einrichtung keine Einwände erhob. Dessen Installierung war reine Formsache, erinnerte ich mich an die verstreuten Aussagen auf dem Gelände, und die Führung war der Annahme, mit ihm einen guten Fang gemacht zu haben. Er, Ginader, wolle, hieß es, zurück zu einer nicht näher bezeichneten Einfachheit, erwies sich als kenntnisreich, wies tragfähige Anschauungen nach und war dabei ohne Dünkel und Eile, wodurch sein Vorgänger sich auszeichnete. Nun kam er also, und ein neuer Anfang wurde beschlossen. Und nachdem der Zauber des Anfangs verraucht war, pendelte sich Routine ein.

„Ich wollte Sie an unsere heutige Zusammenkunft erinnern“, sagte nun mein Vorgesetzter und lugte von der Tür aus zu mir. Er ließ seinen Blick durch mein Arbeitszimmer kreisen, und ich vermeinte, er sei mit meinem Ordnungssystem nicht einverstanden. Der Mann war, nebenbei gesagt, recht klein, mit mageren Gliedmaßen sowie redlichem Gesichtsausdruck; häufig lächelte er.

„O ja, das Treffen. Ich werde selbstverständlich pünktlich sein“, antwortete ich.

Innerlich schwitzte und fror ich. Die Unterredung! Die hätte ich, versunken in Gedanken an das Beginnen der Comtesse, fast vergessen. Sie zog sich hin, die Unterredung. Die Notwendigkeit von dienstlichen Zusammenkünften ist unbestritten, die Einigung auf einen der Sache dienlichen Konsens das maximale Ethos, jenem sich alle beteiligten Fraktionen verpflichtet sehen und dem sie ihre Einwände zuletzt unterordnen.

Dienstschluss. Ein Wort von immenser Geschmeidigkeit, wie ein Kollege dereinst äußerte. Für die meisten Beschäftigten war das Tagewerk getan. Wie aus Sprühdosen geflossen machten sie sich davon und zogen heim oder wohin immer. In die verlassene Wohnung wollte ich nicht, lieber schlenderte ich durch die Stadt. Die Straßen waren belebt, die Straßencafés, da die Wolken sich lichteteten und die Sonne die Szenerie erwärmte, dicht belegt. Ich speiste allein in einem italienischen Ristorante, beobachtete abwechselnd die Gäste und die Veränderungen auf meinem Pastateller. Einer meiner Gedanken traf die Comtesse: wie mag es ihr gehen, was ist wohl geschehen heute? Vom Wein hatte ich genug genommen, dann verließ ich das Lokal. Die Stadt duftete am Abend. Abends durchströmt ein eigentümlicher Wohlgeruch alle Ecken und Plätze der Ortschaft. Wie dieser würzige Geruch entsteht und woher er am Abend verlässlich hergeweht kommt, kann kein Ansässiger enträtseln, aber zufrieden sind alle damit.

Es führte kein Weg an meiner Unterkunft vorbei. Im Briefkasten häuften sich weder Briefe noch Päckchen, und es ist immer trostreich, den Lichtschalter im Wohnungsflur zu drücken, damit es hell werde im Raum und die Umgebung sichtbar. Mittlerweile einigten sich die Zeiger der Wanduhr auf 21:05 Uhr; draußen war es noch schwach hell. Ich erfreute mich der bequemen Polstermöbel und streckte mich nieder. Vielleicht meldet sie sich, murmelte es in mir. Ein Tag ist fast vergangen, dachte ich, ein Tag, und schaute durchs Fenster. Das Telefon läutete, ich sprang vom Sofa, griff nach dem Gerät, im Display leuchtete die Nummer der Comtesse.

Ich rief in den Apparat: „Hallo, da bist du ja, wie geht es dir?“

**D**er Knabe hatte seinen Schrecken noch nicht verwunden, wie es dazu kommen konnte, dass man ihn im Hof vergessen und im Schuppen mitsamt der Werkbank und all dem Werkzeug, welches sein Vater darin anhäuften, einschloss. Nach dem Spielen, und nachdem seine Freunde und die Hannelore ihn verlassen hatten, da sie den elterlichen Anweisungen, zeitig zum Abendbrot zu erscheinen, folgten, zog er sich, so seine Eltern nicht daheim waren und die Tante nachlässig blieb, in den Werkraum im Innenhof des Wohnhauses zurück. Das war ein schummriger Verschlag, in dem er sich, war dieser nicht verschlossen, gern aufhielt. Der Junge nahm die ermahnenden Worte seines Vaters durchaus ernst und verstand, dass er unbeaufsichtigt beileibe nicht mit dem Werkzeug hantieren dürfe. Blieb der Schuppen jedoch geöffnet, weil jemand vergaß, ihn zu verriegeln, schlich er hinein und untersuchte die Eigenschaften einer Gerätschaft oder eines Holzbrettes. Inmitten all der Geräte und Werkstücke reifte in dem Heranwachsenden früh der Entschluss, dereinst ein technisches Gewerbe zu erlernen, worin sein Vater ihn bestärkte. Die Mutter beteuerte, dass sie, wenn der Junge an solchen Dingen interessiert sei, nichts dagegen habe. Sonst habe sie Mühe genug. Wer, wenn nicht sie, habe für den Sohn zu sorgen, den Haushalt zu führen und die Einkäufe zu erledigen, und Knappheit herrsche mittlerweile auch hier, so nah an Berlin. Aber man verfügte ja über einen Keller voll mit Eingelegtem, Kartoffeln, Zuckerrüben und Kohle. Nachdem die Mama träumte, man stehle die Bestände für ihre Familie, war es ihre Gewohnheit, jeden Tag nach den Vorräten im Keller zu schauen, ob sie noch da und nicht tatsächlich entwendet worden sind. Neben all diesen Pflichten und Sorgen saß die Mutter mehr und mehr am Bett der Großmutter, die sich über den „lieben Buben“ erkundigte und beim Liegen Schmerzen hatte.

Der Hauswart, der dann und wann nach dem Werkstatt schaute, hatte den Jungen eingeschlossen, da er annahm, er sei mit Hannelore und den anderen in der Berkenbrücker Chaussee und nicht mehr im Innenhof. Der Knabe aber war im Verschlag eingeschlafen. Als er endlich vom Hausbetreuer aus dem Schuppen befreit wurde und dieser ihm Vorwürfe entgegenbrachte und sagte, er wolle das der Mutter melden, eilte er zum Café Neutze, Kaffeehaus und Wirtschaft in der Heinrich-Zille-Straße nahe am Berliner Platz. Es war ein heller Morgen im April, wenige Tage vor Beginn des neuen Schuljahrs.

Er klopfte an die hintere Tür der Wirtschaft, und seine Tante Mechthild, als sie ihn im Hintereingang stehen sah, rief ihm zu: „Henrik, wie kommst du hierher, ich dachte, du seist bei der Hannelore. Nun komm rein!“

Damit fasste sie ihren Neffen an der Schulter und zog ihn sachte in die Küche des Hauses, wo das Personal emsig der alltäglichen Geschäftigkeit nachging. Sie strich seine blonden Haare glatt und befeuchtete mit einem Badeschwamm, was er gar nicht mochte, sein blasses Gesicht, das er mit einem Handtuch selbst wieder abtrocknete.

„Nun erzähl mal, Jungchen, wo warst du, ich dachte, du seist gestern Abend mit der Hannelore zu Koellmanns.“

Und Henrik erzählte ihr von dem Missverständnis, wie er sich im Schuppen verkroch, irgendwann darin einschlieft und dann vom Hausmeister gefunden wurde. Seine Tante folgte der Schilderung und wischte sich, während der Junge redete, die Hände an der Schürze ab.

Das Kaffeehaus Neutze genoss in der Stadt einen tadellosen Ruf, und Tante Mechthild, das wusste Henrik durch so manche Beteuerung, trug ihren Teil zum Renommee bei. Die Tante, von der Wesensart ihrer Schwester, Henriks Mutter, ähnlich, setzte, wie sie ohne Andeutung von Spott oftmals einstreute, ihr Leben, wenn nicht für das Reich, so doch für das Kaffeereich Neutze ein. Denn mit guten Speisen und Getränken die Gemeinschaft auch in knappen Zeiten alle Tage zu versorgen und frohgemut zu bedienen, war ein

guter Dienst. Sprach Mechthild solcherlei, entstand im Speiseraum eine sekundenlange Stille, und keine Kuchengabel klapperte auf einem Kuchenteller.

„So, Henrik, nun komm mal an den Tisch und nimm Frühstück, ich mach dir Stullen mit Zucker, und von dem Muckefuck bekommst du auch zu trinken.“

Tante Mechthild setzte sich zu dem Buben, reichte ihm die gemachten Brote und erklärte, dass sie am Abend bei der Gesellschaft hier so viel zu tun hatte, dass sie nicht mehr nach ihm schauen konnte.

„Nu, Jungchen, iss jetzt. Ich muss zusehen, dass ich die Tische im Lokal vorbereite, die ersten Gäste kommen gleich. Und nachher muss ich nach der Oma schauen.“

Henrik nickte. Mechthild zog die Schürze straff und verschwand im Gästeraum.

Außerhalb des Cafés kannte Henrik seine Tante nur mit aufgesetztem Hut mitsamt nach unten, auf die Haare herabfallenden Krempe und einem Schal aus Nerz, mit dem sie sich auch an warmen Tagen zu bedecken pflegte. Einen modischen Hut trug seine Mutter ebenfalls, allerdings zog sie wollene bequeme Kleider mitsamt einem Gürtel um die Taille den schwarzen Seidenblusen ihrer Schwester vor. Sobald Henrik neben seiner Tante auf dem Rücksitz eines Automobils oder in der Straßenbahn saß und am Gespräch der Erwachsenen nicht teilnehmen durfte, hatte er nur Sinn für die Tierköpfchen und Tierfüßchen an Mechthilds Schal. Er überlegte manchmal, ob die Tierchen, die um ihren Hals baumelten, noch lebten und ihn aus ihren kleinen Äuglein anblickten, doch schloss er es weithin aus. War seine Verwandte erheitert und wandelte Übermut sie an, durfte Henrik den Schal mit den Tierchen streicheln. In letzter Zeit jedoch war Mechthild zunehmend verschlossen, vergaß, worüber vorher gesprochen wurde und verfiel in Trübsinn. Ihr rundes Gesicht mit den dunklen Augen und der eigentlich lustigen Nase bekam rote Flecken, sobald sie mit den Gedanken bei ihrem in Russland gefallenem Mann war, Feldwebel Rudolf Varwick, dem sie, was sie unendlich bedauerte, in seinen letzten Stunden nicht beistehen konnte. Feldpostbriefe

von ihm verwahrte sie sorgfältig und las sie zuweilen abends, wenn sie allein war. Henrik spürte ihr verändertes Verhalten, ihren stumpfen Blick und ließ dann den Schal in Ruhe.

Nachdem der Knirps sein Frühstück verzehrt hatte, bat er Tante Mechthild um Erlaubnis, zu den Koellmanns gehen zu dürfen.

Diese gestand es ihrem Neffen zu: „Freilich, aber bleib nicht zu lang heute, und komm zeitig zum Mittagessen.“

Und schon wetzte der Bub vom Stuhl und aus dem Lokal raus in die Fontanestraße zu den Koellmanns. Deren schön gelegenes Haus aus roten Ziegeln war umgeben von einem weitumfassenden Garten, der wiederum durch Büsche und Sträucher vom Gehsteig abgegrenzt wurde. Auf der Südseite des Gartens bestand eine mit soliden Fliesen gelegte Terrasse, die Fenster des Hauses waren ziemlich klein und mit hellen hölzernen Rahmen versehen; die Eingangstür kam Henrik gewaltig vor.

Er klingelte, und Frau Koellmann öffnete ihm. Sie begrüßte ihn und sagte: „Die Hannelore ist hinten im Garten.“

Henrik rannte durch den Flur und wollte durch die Küche zur Rückseite des Hauses, als ihn Herr Koellmann stoppte: „Ja, der Henrik. So komm einmal zu mir in die Stube und schau dir die neuen Spielzeugsoldaten an.“

Der Junge strahlte.

Ein seit Jahren zurückliegender Arbeitsunfall im Werk von Otto Hermann Koebe versehrte den alten Koellmann so sehr, dass er die Musterung nicht bestand und, wider seinen Wunsch, vom Kriegsdienst ausgeschlossen wurde. Ohne seine Krücken konnte er sich seither kaum fortbewegen. Bisweilen saßen – der Bub auf dem Boden, Koellmann auf dem Lehnstuhl – die beiden Veteranen, wie der Alte sie nannte, vor dem Volksempfänger und lauschten den Heeresberichten über Truppenbewegungen der Wehrmacht. Stießen die beiden Frauen Koellmann dazu, baten sie darum, den Sender zu wechseln, um Musik oder ein Hörspiel anzuhören.

Mit Genauigkeit und unter Verwendung nicht geringer Mittel schuf Herr Koellmann militärische Panoramas und schenkte Henrik

zu besonderen Anlässen, die er selbst bestimmte, Spielzeugsoldaten von Elastolin und Lineol und ganze Trosse dazu, was keineswegs auf Tante Mechthilds Zustimmung stieß, Mutter und Vater aber gelten ließen. Henrik betrachtete das Panorama mit all den Soldaten, Fahrzeugen und Manövern und war ganz hingerissen von den Flaggen und der strategischen Schlaueit, mit der die Figuren aufgestellt waren.

„Freilich darfst du die Haubitze da herholen und angucken, nur stell sie dann wieder dorthin zurück“, sprach ihm Herr Koellmann zu.

Henriks Vater, Oberleutnant Albert Brehmer, agierte beim leibhaftigen Militär und wurde zu Jahresbeginn zwecks Koordinierung der Heereslogistik nach Frankreich abkommandiert. Für alle Fälle, wie Brehmer vor Vollzug des Marschbefehls wiederholt beschwichtigte. Henrik fand es aufregend, dass sein Vater für den Einsatz in der Armee im Westen so wichtig war. Doch die Mutter war immer besorgt, wie solle sie daheim alles richten. Ihrem Ehemann gelang es, sie sowohl während seiner Abstecher von der Front als auch in seinen Briefen einigermaßen zu beruhigen; schließlich sei der Henrik schon groß, und Mechthild, Familie Koellmann und die anderen würden doch beistehen. Als ob sie das nicht wüsste, entgegnete die Mutter und legte ihr Haupt auf die Schulter ihres Ehemannes. In diesen Momenten, in denen seine Eltern sich nahe waren, senkte Henrik den Blick und rieb mit den Händen in den Hosentaschen oder an den Riemen seiner kurzen Lederhose. Aber sobald sein Vater die Uniform eines Offiziers seines Ranges angelegt hatte, sah er ihn stolz an. Vor einer Woche fuhr Frau Brehmer mit der Reichsbahn zu Bekannten am Mittelrhein, um ihnen einen Besuch abzustatten. Sie erhoffte sich dabei ein Treffen mit ihrem Mann, der dafür um Urlaub ersuchen wollte.

Seine Hannelore hatte Henrik vergessen.

Nach einer Weile, nachdem die Mutter ihr sein Eintreffen mitteilte, stellte sich Hannelore an seine Seite und redete ihn, während er noch mit dem Militärspielzeug hantierte, zugeneigt an: „Hallo, Henrik. Bist du schon da. Magst du mit mir in den Garten gehen?“

Frau Koellmann erschien mit einem Tablett mit Gebäck und Brause auf der Gartenterrasse, ging dann wieder ins Haus. Hannelore zeigte dem Jungen ein Foto von ihr und ihren Freundinnen. Schön waren die Mädchen, doch Hannelore war am schönsten, fühlte der Junge.

Binnen kurzem kam Mutter Koellmann wieder nach draußen: „Henrik, deine Mutter ist von ihrer Reise zurück. Sie ist bei Neutzes. Möchtest du gleich zu ihr oder noch ein Weilchen bei uns bleiben?“

Der Fuchs näherte sich dem von einem Zaun umspannten Gehege. Mögen die Gänse darin schnattern, die Beute entging ihm nicht. Mehrere Wochen schon umschlich der Fuchs das Areal, witterte und beobachtete das Federvieh, das ihn ob seines roten Pelzes verspottete. Die Gänse wähten sich behütet in ihrer Einzäunung, watschelten herum, reckten die Häuse und plapperten mit weit geöffneten Schnäbeln. Manchmal streckte sich ein Ganter, ließ laut seine Flügel flattern und sorgte damit für Ruhe im Gänsekäfig. Vor allem vor dem Schlagen der Gänserichflügel zeigten die Küken enorme Ehrerbietung. Der Fuchs sah seine Stunde noch nicht gekommen und verkroch sich in seinem Bau. Morgen würde er wiederkommen.

In der Trebbiner Straße angekommen, setzte Frau Brehmer den Ersatzkaffee auf und hantierte in der Küche mit Geräten und Gefäßen, die Henrik bewundern, aber nicht verwenden durfte. Sodann entleerte sie den Reisekoffer und erzählte ihrem bei einer dampfenden Tasse sitzenden Sohn, dass sie zwar die Familie Kerschbaumer besuchte und der Aufenthalt angenehm gewesen sei, den Vater aber nur für wenige Stunden habe treffen können, er war zu beansprucht, um mit ihr an Ems und Mittelrhein zu verweilen. Aber schließlich habe der Papa sich nach dem Henrik erkundigt, und sie sagte ihm, Henrik gehe es gut. Für das neue Schuljahr wünsche er, der Vater, dass Henrik fleißig sein möge. Für den Fall, dass er eifrig lerne, stelle der Papa einen neuen Radioapparat VE 301 in Aussicht, den er beschaffen könne. Daraufhin wies die Mama ihren Sprössling

an, schon den Ranzen zu packen, damit nichts fehle, sie müsse sich gleich um die Oma kümmern. Henrik schaute in seiner Ecke nach den Schulsachen und holte die Fibel hervor, um darin zu blättern. Dabei lehnte er sich an den erkalteten Kachelofen im Winkel des Zimmers; eines recht geräumigen Gemeinschaftszimmers neben dem in der – ganz normalen – Wohnung noch ein elterliches Schlafzimmer, ein kleiner Nebenraum, ein hell gestrichener Flur, ein kleines Bad und die Küche vorhanden waren. Von der Küche hatte die Mutter einen guten Überblick auf den Innenhof mit dem Werkzeugschuppen; durch das schmale Küchenfenster konnte sie ihren Sohn zum Essen heraufrufen. Eine quietschende Stiege führte vom Hausingang hinauf in die Wohnung der Brehmers, und auf diese Stiege konnte die Großmutter schon lange keine Schritte mehr setzen.

Frau Eleonore Brehmer, geborene Reub, litt lange unter der Fehlgeburt, die sie kurz nach Abschluss der Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen ertrug. Weithin alle, die sie kannten, waren der Auffassung, dass sie sich davon nie erholt hatte. Dem gegenüber stand die Ironie, dass im Laufe der Olympischen Sommerspiele in Berlin Herr Oberleutnant der Reserve Albert Brehmer ein gewisser olympischer Geist befiel, dessen Ertrag im Jahr darauf das erste und einzige Kind war und blieb. Ein recht später Sohn. Ihre berufliche Tätigkeit in der Fertigung der Hutfabrik Steinberg, Herrmann & Co. gab Eleonore daraufhin vollends auf. Seitdem half sie im Café Neutze aus. Kennen gelernt hatten sich die Vermählten auf dem Maiest der ihrer Stadt. Eleonore, noch keck und übermütig, erlag im Tanzsaal dem Charme Albert Brehmers, den sie zwar schon hier und dort angetroffen hatte, aber anfänglich nicht so innig in Augenschein nahm wie in jener Ballnacht, als beide nicht aufhören wollten mit ihren Walzern und Tangos. Die halbe Stadt nahm zur Kenntnis, dass sich zwischen der zierlichen Eleonore mit dem rundlichen Gesicht und den blonden Haaren und dem kräftigen Mann mit der donnernden Stimme eine Liebschaft entfaltete, die rasch zur Eheschließung führte. Eine Liebschaft, die einherging mit der ehelichen Vereinigung ihrer Schwester Mechthild mit dem jungen Rudolf Warwick. Übrigens führten nicht wenige die Ähnlichkeit sowohl des Temperaments als auch des Lebensverlaufs der beiden Schwestern darauf zurück, dass sie im Abstand von zwei Jahren um nur wenige

Tage versetzt geboren wurden. Andere wieder legten auf solche Zufälle keinen Wert.

Das Wetter im Brandenburger Urstromtal war in diesem Mai so schön, dass wer konnte, sich im Freien aufhielt, die Sonne genoss und Sorgen vergaß. Henrik und Hannelore hockten regelmäßig auf der Koellmannschen Terrasse, beugten sich über ihre Schulbücher, Atlanten und Schreibhefte und lösten Hausaufgaben. Henrik betete Hannelore regelrecht an. Sie war es, für die er in der Schule gut sein wollte, sie war es, die er verspüren wollte in jeder wachen Stunde. Weil sie so klug war, wollte er alles von ihr wissen, und er nahm alles für wahr an, was sie ihm sagte. Frau Koellmann entging nicht, obgleich sie darüber kein Wort verlor, des Knaben Bewunderung für ihre Tochter, die drei Jahre älter war als er. Sie billigte die Hingabe des jungen Brehmer, sofern sie in jenem kindlichen Rahmen verblieb. Der alte Koellmann schien von diesen Vorgängen nichts zu bemerken. Hannelore band am Tag ihre blonden Haare zu Zöpfen, die sie abends, Henrik hatte es beobachtet, auflöste. In den blonden Zöpfen waren Schleifen eingebunden, sonst trug das Mädchen gewöhnliche pastellfarbene Mädchenkleider, manchmal mit einer kleinen Schürze darüber, und Mädchenschuhe, wie Henrik feststellte. Die Maid, wie ihre Mutter sie scherzhaft rief, gewann durch arglose Anmut, die sich in natürlicher Eintracht befand mit ihrem charaktervollen Antlitz. Ein Antlitz mit weichen feinen Zügen, regem Blick und einem immerzu lächelnden Mund. Ihr Gang war für eine Heranwachsende ihres Alters erstaunlich selbstsicher, ihre Fürsorglichkeit für die Katzen der Nachbarn erschien Henrik schier grenzenlos.

Die Schule war nach einer Übung früher beendet als üblich. Die Schwestern nahmen ihre Schicht bei Neutzes wahr, und Henrik zog mit Hannelore an den Mittagstisch der Koellmanns. Bei der Übung fiel seine Schiefertafel zu Boden und zerbrach in tausend Stücke, da ein größerer Junge – ein Pimpf, wie Henrik neidisch konstatierte – ihn in der Eile anrenpelte. So gut es ging kehrten er und der Hausmeister die Scherben auf, wobei der Aufwärter immerzu murmelte: „Die ist hin“, womit er die Schreiftafel meinte, die Henrik vor Jahresfrist vollzumalen begann. Seine Gefährtin meinte, dass er wohl eine Neue erhalte. Ohne den Verlust des Schreibwerkzeugs zu erwähnen, löffelte der Junge die Brotsuppe, und nur Hannelore

sprach von der Übung in der Bildungsanstalt und davon, welches Verhalten die Lehrer von den Schülern einforderten. Herr Koellmann fand alles wichtig, was seine Tochter erzählte, doch Frau Koellmann legte beide Hände auf den Tisch und schaute schweigsam auf die Suppe, die im Teller schwamm. Frau Koellmann glich äußerlich ihrer Tochter, wie die Tochter der Mutter ähnlich geriet. Meist war die achtsame Frau mit irgendwelchen Schreib- oder Hausarbeiten beschäftigt, und ihr Ehemann sprach von ihr als seiner „verlässlichen Stütze.“ Nach Beendigung der Mahlzeit begaben sich die Kinder wieder auf die Terrasse. Henrik war erleichtert, dass ihm seine Freundin den Wegfall der Schreibtischplatte verzieh, so sah er es. Ihre blonden Zöpfe und ihre Wangen wurden von der milden Maisonnette beschienen. Der Bub sah ihr dabei von der Seite zu, wie sie mit Leichtigkeit Zahlenreihen aufschrieb, anmutig das Köpfchen anhob, auf die Gartenhecke guckte und leise, mit gespitzten Lippen, die Zahlen und Rechenschritte vorsagte und danach in ihr Schulheft schrieb. Henrik wusste nicht, was er machte, doch unvermittelt schmiegte er sich an Hannelore und küsste sie zweimal auf die Wange, um dann verunsichert von ihr zu weichen. Zu ihrem Unglück stand in diesem Moment Herr Koellmann in der Nähe der beiden. Er humpelte auf die Kinder zu, fuchtelte mit den Armen, schalt Henrik, zerrte ihn von seiner Tochter fort und schrie ihm entgegen, er solle sich davonmachen, er habe in diesem Haus nichts mehr zu suchen. Henrik packte hastig seine Sachen und rannte vom Koellmannschen Anwesen. Die Frau des Hauses schaute ihm verdutzt hinterher. Fast wäre dem Jungen der Schulranzen in der Hecke hängen geblieben.